

bilde zutreffen mag. Autonomie kann aber, wie die britischen Beispiele zeigen, auch außerhalb föderaler Formen gewährt werden, so daß diese Gleichsetzung nicht überzeugt. So leiden die Ausführungen darüber, daß sich die geistige Grundhaltung des Föderalismus mit der Entkolonisierung glücklich verbindet, etwas darunter, daß man eine ganze Reihe von Argumenten für das Autonomieprinzip schlechthin und nicht nur für den Föderalismus anführen könnte. Zudem wird dem Föderalismus ein geistiges Fundament bis hin zum Subsidiaritätsprinzip unterlegt, das wohl keineswegs unbestritten ist und auch nicht notwendig vorliegen muß, damit eine föderale Gestaltung eine sinnvolle Funktion erfüllt.

Nach diesen grundsätzlichen Ausführungen geht der Verfasser in einem zweiten Teil auf die Umgestaltung des mehr zentralistisch konzipierten französischen Kolonialreichs über die Französische Union der Verfassung von 1946 hin zum föderalen Aufbau der Französischen Gemeinschaft nach der Verfassung von 1958 ein. Die Zusammenfassung der autonomen Glieder zu der Gemeinschaft wird eingehender geschildert. Dabei kommt allerdings auch zum Ausdruck, daß die Hoheit der Gemeinschaft über die Republik unbedeutend und der Einfluß der überseeischen Gemeinschaftsmitglieder untergeordnet war. Die eigentlich föderalen Kennzeichen dieses Konzepts der Zusammenfassung autonomer Gebiete waren also nicht sehr ausgebildet.

Das Verdienst der Arbeit liegt darin, daß sie die geistigen Zusammenhänge der Entkolonisierung mit den europäischen materialen und formalen Prinzipien der Staatsgestaltung behandelt und zum Überdenken dieser Zusammenhänge anregt. Die knappe Darstellung der Vorgänge bei der Entkolonisierung des Französischen Imperiums über die dafür geeignete Form der Autonomiegewährung und der (auch) föderalen Zusammenfassung schließt sich an jene Vorarbeit konsequent an.

Dietrich Rauschnig

WALTER SULZBACH

**Die Zufälligkeit der Nationen
und die Inhaltslosigkeit der
internationalen Politik**

Berlin 1969, 170 S. (Beiträge zur
Politischen Wissenschaft Bd. 9)
Duncker u. Humblot

Der Verfasser dieser Schrift führt hierin die Gedanken seines Buches „Imperialismus und Nationalbewußtsein“ (Ffm 1959) fort, die er inzwischen bereits in einigen Aufsätzen der Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft weiter vertieft hatte. Der Hauptgedanke der vorliegenden Arbeit ist, daß Nationalismus und Nationalbewußtsein geschichtlich bedingte, aber willkürlich herbeigeführte Phänomene sind, die bei Durchschauung ihrer Herkunft ebensogut wieder auflösbar sind. Der Autor stellt an den Anfang die Frage: „Muß man aus der großen Rolle, die das Nationalbewußtsein in der neueren Geschichte gespielt hat, schließen, daß der Wahrheitswert der Vorstellungen, die ihm zugrunde liegen, ihrem Wirkungs Wert die Waage hält?“ (S. 13). Er beantwortet sie damit, daß alles Unheil, das aus dem Nationalismus entsprungen sei, durch Verschwinden des Nationalismus verschwinden würde.

In recht anregend geschriebenen Kapiteln weist er nach, daß weniger objektive Fakten wie Rasse, Sprache, Geographische Grenzen, Konfessionsunterschiede die Nationen bestimmten, sondern daß vorwiegend das manipulierbare Nationalbewußtsein der Grund der Kontroversen der Staaten sei. Die Entstehung der Nationalstaaten sei nicht göttliche Fügung, nicht ein undefinierbares Erwachen einer Volksseele, nicht geschichtlich notwendige Evolution, sondern einer der vielen ephemeren Vorgänge, die nur innerhalb ihrer Gegenwart so maßlos überschätzt würden wie heute. Der Nationalismus ist seines Erachtens nach nichts anderes als eine nicht durchschaute Erbschaft der Autokratie der Fürsten, wobei er in Abwandlung eines Ausspruches von Hobbes die Frage stellt: „Was sind die ‚Nationen‘ anderes als die Geister der Monarchien, die

gekrönt auf ihren Gräbern sitzen?“ (S. 124). Die Fürsten strebten nach Land, Macht und Ehre für sich; die Nationen — demokratische wie volksdemokratische — täten das gleiche, obwohl es keinen Fürsten mehr gäbe, dem es persönlich etwas nütze, daher sei die Machtpolitik der Nationen im Grunde sinnlos, weil sie keinen anderen Zweck mehr habe als sich selbst zu erhalten: „Es gibt keine Organisation außer dem Staat, von der je im Ernst behauptet worden ist, daß ihre hauptsächlichste Pflicht darin bestehe, sich selbst zu erhalten“ (S. 126). Er präzisiert dies noch näher dahin, den Nationen „können Land und Macht nur für den nächsten Krieg von Nutzen sein. Wenn dieser siegreich ausgeht, bringt er wieder Land und neue Macht und deren einziger Wert besteht wieder darin, daß er für den siegreichen Ausgang des nächsten Krieges die Chancen verbessert, und so fort bis ins Unendliche. Es ist so, wie wenn Menschen Kinder in die Welt setzen würden, nicht um sich an ihnen zu erfreuen oder eine Stütze im Alter zu haben, sondern nur damit ihre Kinder wieder Kinder haben sollen und diese ihrerseits wieder Kinder und so fort; oder wie wenn Maschinen hergestellt würden, nicht damit sie den Konsumenten durch die Produktion von Gütern oder die Leistung von Diensten nützlich sein sollen, sondern damit sie ihrerseits Maschinen produzieren sollen und diese wiederum Maschinen“ (S. 136). Auch die politischen Parteien hätten im Grunde hauptsächlich nur noch die Aufgabe, sich selbst zu erhalten (S. 143). Angesichts dessen erscheint ihm die moderne Politik und Politische Wissenschaft inhaltslos, weil sie gar nicht die Kernfrage stellt, warum denn Nation und Staat so vergöttert und verabsolutiert werden, daß ihr Götzendienst Krieg auf Krieg und Elend auf Elend gebiert. Die gängigen drei Hauptmittel gegen den Nationalismus, nämlich wirtschaftliche Großräume, Pan-Kontinentalismus (Pan-Europa, Pan-Afrika, Pan-Amerika)

und internationale Kontakte der Individuen beurteilt er sehr skeptisch, weil sie bereits auf dem falschen Wichtignehmen der Nationen aufbauen und darum auch ziemlich wirkungslos für den Abbau des Hasses und der Gewalt, des Mißtrauens und der Verhetzung der Völker seien. Im letzten Abschnitt des Buches, der vom Abbau des Nationalbewußtseins handelt, kommt er zu dem Ergebnis: „Das ganze Problem gewinnt ein anderes Gesicht, wenn man davon ausgeht, daß der Nationalismus, so wie er gekommen ist, auch wieder verschwinden kann, und daß die Probleme der sogenannten ‚großen Politik‘ mit ihm verschwinden würden. Die wirtschaftliche und politische Integration mehrerer Staaten könnte dann zwar immer noch erwünscht sein, aber sie wäre durchaus nicht mehr von großer Dringlichkeit. Es würde der Zustand wiederhergestellt werden, den Machiavelli als den normalen ansah: daß es den Menschen wichtig ist, daß sie gut regiert werden, aber nicht wichtig ist, von wem sie regiert werden“ (S. 161).

Speziell zu den Fragen der überseeischen Staaten, mit denen sich der Verfasser schon anderweitig beschäftigt hat¹, sind seine Ausführungen von besonderem Interesse, weil die neuen Staaten heute in ihrem Nationalismus oft extremer seien als die sogenannten Imperialisten. Um diese Staaten überhaupt als Nationen bezeichnen zu können, sei eine rein subjektive Definition nötig: „Eine ‚Nation‘ ist demnach eine Gruppe von Menschen, die einen eigenen Staat wegen seiner Souveränität gegenüber anderen Staaten verlangt. Diese Definition macht es möglich, die sogenannten ‚neuen‘ Nationen in Asien und Afrika ‚Nationen‘ zu nennen, obwohl sie fast durchweg nichts anderes sind als emanzipierte Kolonien, deren Grenzen ganz willkürlich von Europäern gezogen worden waren, und obwohl keine Gemeinsamkeit ihre Angehörigen aufeinander anweist, weder eine solche der Sprache oder der Religionen oder der Traditio-

¹ Sulzbach, Die neuen Nationen, in: ZGStW 1962, S. 1—22; Der Mythos und das Ende des Kolonialsystems, in: Afrika und seine Probleme, Bd. 2 der Sozialwissenschaftlichen Studie für das Schweizerische Institut für Auslandsforschung, Erlenbach-Zürich 1965, S. 11—37.

nen oder der Pietät gegenüber den Sitten und Überzeugungen der Vorfahren“ (S. 12). Warum um derartige Gebilde dann so blutige Konflikte wie bei der Sezession Katangas oder Biafras ausbrechen sollen, erscheint dem Verfasser daher recht fragwürdig.

So bietet die vorliegende Studie manche Anregung, sich über den Sinn tief eingewurzelter Werturteile eine neue und realistische Auffassung zu bilden. Der Optimismus, mit dem der Verfas-

ser dabei verfährt, dürfte nicht unbeeinflusst von der Tatsache sein, daß er aus der Schweizer Perspektive mit dem Zusammenleben mehrerer „Nationen“ in einem Staat vertraut ist und von daher eine Relativierung des Nationalstaatsgedankens in der Praxis kennt.

In dem sorgfältig durchgesehenen Buch fallen kaum Druckfehler auf, wie S. 25 (Erbwortschaft statt Erbwortschatz) und S. 148 (Spezialisten statt Spezialisten).

Hellmuth Hecker